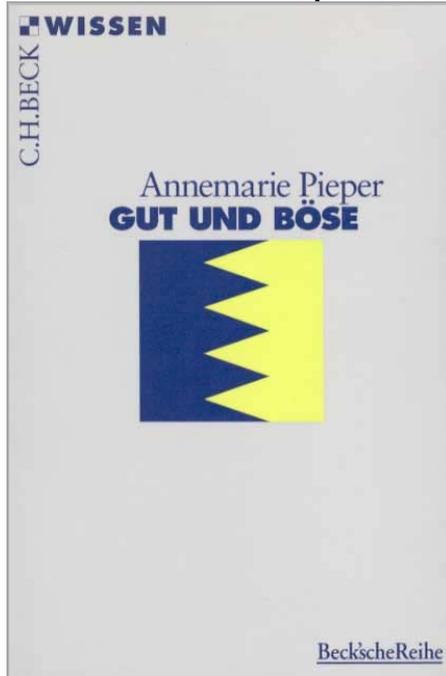


Unverkäufliche Leseprobe



**Annemarie Pieper
Gut und Böse**

2018. 128 S., mit 1 Abbildung
ISBN 978-3-406-73208-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/1264>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

C.H.BECK  **WISSEN**

in der Beck'schen Reihe

Die Frage nach Gut und Böse hat von Anfang an Philosophen und Theologen, dann Psychologen und Soziologen und neuerdings Humanbiologen beschäftigt. Die Erklärungsversuche der Herkunft von Gut und Böse entscheiden zugleich über die Frage, ob der Mensch determiniert oder frei in seinen Entscheidungen ist. Liegt die Ursache des Bösen in egoistischen Genen, ungünstigen sozialen Bedingungen oder im ‚Sündenfall‘? Der Mensch wäre dann für das Böse nicht selbst verantwortlich. Philosophische Deutungen von Gut und Böse gehen von der Hypothese der Freiheit und der Möglichkeit einer Selbstdetermination aus. In diesem Fall sind Gut und Böse dem Menschen zurechenbar. Utopische Entwürfe einer idealen Gesellschaft zeigen, daß auch die Erziehung zum Guten das Böse nicht endgültig zu verhindern vermag. Dies gelingt nur durch biologisch-technische Manipulationen, die den Menschen seiner Freiheit berauben.

Annemarie Pieper ist emeritierte ordentliche Professorin für Philosophie an der Universität Basel. Ihre wichtigsten Arbeitsgebiete sind Ethik, Existenzphilosophie und transzendentalphilosophische Denkansätze. Von ihren zahlreichen Veröffentlichungen sind bei C.H.Beck lieferbar: *Albert Camus* (1984); *Søren Kierkegaard* (2000) und *Angewandte Ethik* (1998, zusammen mit Urs Thurnherr).

Annemarie Pieper

GUT UND BÖSE

Verlag C.H.Beck

1. Auflage. 1997
2. Auflage. 2002

3., durchgesehene Auflage. 2008

Originalausgabe
© Verlag C. H. Beck oHG, München 1997
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Umschlagentwurf: Uwe Göbel, München
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 41877 8

www.beck.de

Inhalt

Einleitung	7
I. Gut und Böse in der Alltagssprache	11
II. Wissenschaftliche Erklärungsversuche der Herkunft von Gut und Böse	18
1. Der Mensch: determiniert durch gute oder böse Gene?	19
2. Der Mensch: determiniert durch psychische Faktoren und gute oder schlechte soziale Verhältnisse?	31
3. Der Mensch: gut oder böse durch ursprüngliche Selbstdetermination?	48
III. Philosophische Deutungen von Gut und Böse	58
1. Metaphysische Deutungsmuster	60
Monistische Modelle 61 – Dualistische Modelle 72	
2. Ethische Deutungsmuster	75
3. Bedeutungstheoretische Analysen	91
IV. Utopische Entwürfe von Gut und Böse	102
...wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt	119
Epilog	123
Literaturverzeichnis	124
Zitierte Autoren	124
Ergänzende Literatur	126
Register	127

Einleitung

Das Böse hat Karriere gemacht, denn das Böse fasziniert – schwarze Messen und Satanskult sind in –, während das Gute aufgrund seiner Unauffälligkeit und Selbstverständlichkeit fast schon den Anstrich des Langweiligen hat. Wenn einer als ein guter Mensch bezeichnet wird, so rückt man ihn in die Nähe eines Heiligen, nicht ohne die unausgesprochene Vermutung, der Betreffende müsse etwas weltfremd, wenn nicht gar ein Tor sein. Und immer bleibt der Verdacht, daß sich hinter dem Guten sein Gegenteil verbirgt, nämlich das Böse, das sich in einer seiner unzähligen Varianten des Guten als Maske bedient, um desto erfolgreicher an der Karriere des Bösen zu arbeiten. Die Beispiele für Menschen, die ein scheinbar solides, anständiges Leben führen und dann eines Tages als Verbrecher entlarvt werden, sind nicht eben selten.

Anders verhält es sich in Bert Brechts Stück *Der gute Mensch von Sezuan*. Shen Te, die Hauptfigur, muß sich in Gestalt ihres Veters Shui Ta der Maske des Bösen bedienen, um ihre guten Werke fortsetzen zu können. Aus Liebe zu den Mitmenschen sieht sie sich von Zeit zu Zeit genötigt, in die Rolle des geldgierigen, halsabschneiderischen Bösewichts zu schlüpfen, da sie sonst außerstande wäre, die Mittel aufzubringen, um den Bedürftigen zu helfen. Die Literatur kennt eine Reihe solcher Helden, die sich um des Guten willen als edler Rächer oder als Anwalt der Unterdrückten betätigen und dabei den Einsatz schlimmer Mittel nicht scheuen: angefangen von Robin Hood bis hin zu Batman und Zorro. Aber sie bleiben als die Guten erkennbar, deren Untaten im Namen der Gerechtigkeit in einer durch und durch korrupten Welt begangen werden.

Vielleicht bedurfte sogar Gott des Teufels als Maske, um seine Güte wirksam werden zu lassen, wenn Güte ohne den Kontrast des Bösen für Menschen nicht erfahrbar ist. Der Teufel wäre dann wie Shen Tes Vetter keine eigenständige Person neben Gott, sondern dieser selbst, sofern er den Men-

schen realitätsnah gegenübertritt, um sie durch die Versuchung zum Bösen auf die Unübertrefflichkeit des Guten als das unbedingt Vorzuziehende aufmerksam zu machen. Das wäre freilich ein ganz und gar unchristlicher Gedanke: ein Geist, der stets das Gute will und stets das Böse schafft. Andererseits würde damit die an sich unbefriedigende Sündenfall-Theorie, die alle Schuld den Menschen zuweist, dahingehend ergänzt, daß Gott für die Endlichkeit der Welt und das Böse in ihr mitverantwortlich ist.

Wenn das Gute als leuchtendes Vorbild dient, ohne zu faszinieren, ist zu fragen, woher das Böse seine Faszinationskraft bezieht. Ist es die Abenteuerlust, die Gefahr, die Menschen dazu verlockt, sich auf das Böse einzulassen? Oder sind es Machtbedürfnisse der extremen Art, die im geordneten sozialen Kontext kein Betätigungsfeld finden, wie es bei den Gegenspielern von James Bond der Fall ist, die als „Dr. No“ immer wieder von neuem auferstehen, um ein gewaltiges Vernichtungspotential aufzubauen, mit dessen Hilfe sie die Welt ihrer Herrschaft unterwerfen wollen?

Anscheinend entsteht das Böse in Verbindung mit einem maßlosen Wollen, das im Wollen des Guten keine Befriedigung findet, nicht weil das Tun des Guten unspektakulär ist, sondern weil es sich Regeln verpflichtet weiß, die gemeinschaftsbildend sind und für jeden einzelnen unangesehen seiner individuellen Besonderheit gelten. Wer das Böse will, will etwas Einzigartiges, Unverwechselbares sein, ein radikaler Individualist, der Umwelt und Mitmenschen als Experimentierfeld für seine ausgefallenen Interessen und Neigungen benutzt, ohne sich auch nur einen Deut um das Wohlergehen der von ihm Manipulierten zu scheren.

Das andere Extrem zu diesem genialischen Aspekt, der am Bösen fasziniert, ist das, was Hannah Arendt die Banalität des Bösen genannt hat. Adolf Eichmann, dessen Prozeß sie in Jerusalem verfolgte, entpuppte sich nicht als das sadistische Monstrum, das man mit einem Judenvernichter schlimmsten Ausmaßes assoziierte. Das Erschreckende dieser Person lag in ihrer Mittelmäßigkeit, gepaart mit einer Spießigkeit, die an

Dummheit grenzt. Fehlendes Einsichtsvermögen bedingt ein mangelndes Unrechtsbewußtsein. Wer die Interaktionsstruktur als ein hierarchisches Gefüge und sich selbst nur als Befehlsempfänger sieht, für den beschränken sich Pflichterfüllung und Verantwortung auf effiziente, ja optimale Ausführung des ‚von oben‘ Angeordneten, ohne daß er sich eigenständig Gedanken über die Vernünftigkeit oder Moralität des von ihm Verlangten macht. Der durch ein solches Machtgefälle erzeugte Druck auf die jeweils Rangniedrigeren instrumentalisiert diese und befreit sie aus ihrer Sicht zugleich von der Rechtfertigungspflicht für die Zwecke, die andere ihren Handlungen vorgeben. Hitlers „willige Vollstrecker“ (Goldhagen) leisteten sich nicht den Luxus eines eigenen Willens; in der Beengtheit ihres Untertanengeistes war für autonomes Denken und Handeln kein Raum. Aber die Banalität des Bösen ist nicht Folge eines unabwendbaren Schicksals, sondern einer „selbst verschuldeten Unmündigkeit“ (Kant) und daher justitiabel. Wer sich als willfährig erweist, hat sich instrumentalisieren *lassen* und damit bewußt auf das ihm zustehende Recht, sich selbst ein Urteil zu bilden, verzichtet.

Wieder anders verhält es sich mit jenen, die an der Spitze einer Hierarchie stehen und ihre Macht zur Durchsetzung des Bösen mißbrauchen. Die Verteufelung Hitlers aus heutiger Sicht steht in krassem Gegensatz zu seiner Vergötterung durch die Massen in den Zeiten des Nationalsozialismus. Man wollte ihn als den Heilsbringer sehen und nahm die Unmenschlichkeit der Judenverfolgung entweder billigend in Kauf oder verschloß die Augen davor. Ob es dem Verständnis nützt, Hitler für paranoid zu erklären oder seinen Charakter auf physische und psychische Abnormitäten zurückzuführen, scheint mehr als fraglich. Alle Versuche, bei Verbrechern Anomalien des Gehirns oder defekte Gene nachzuweisen, sind letztlich ein Indiz für die Hilflosigkeit, mit welcher wir auf Verhaltensweisen reagieren, die kollektive Werte und Normen, selbst die fundamentalen Menschenrechte verhöhnen. Daß jemand in vollem Bewußtsein des Bösen sich für das Böse entscheidet, übersteigt unser Vorstellungsvermögen. Anderer-

seits zeigt die anhaltende Konjunktur der Kriminalromane und Krimiserien im Fernsehen, daß es Formen des Bösen gibt, die wir – auf dem Papier oder Bildschirm – genießen. Verbrechen sollen sich zwar nicht lohnen, aber je raffinierter einer das Geschäft des Tötens ausübt, desto angenehmer der Gruseffekt und die mit Bewunderung gemischte Empörung über perfekt geplante Morde und die mehr oder weniger kunstvolle Verwischung der Spuren nach vollbrachter Tat.

Das Spektrum des Bösen hat viele Facetten ...

I. Gut und Böse in der Alltagssprache

Es fällt auf, daß wir in unseren alltagssprachlichen Urteilen über Menschen und Handlungen das Wort *böse* selten verwenden. Stattdessen sagen wir lieber, X habe *falsch* gehandelt, oder schreiben Z einen *schlechten* Charakter zu. Damit wird die negative Aussage abgeschwächt, denn eine falsche Handlung kann die Folge eines Irrtums, ein schlechter Charakter besserungsfähig sein. Die Bezeichnung einer Handlung oder eines Menschen als böse hingegen hat etwas Endgültiges, weil damit zum Ausdruck gebracht wird, daß der Täter wesentlich und willentlich so gehandelt hat, wie er gehandelt hat, und man ihm daher unterstellen muß, er habe das Nichtgute als solches gewollt. Diese Unterstellung scheint jedoch so extrem zu sein, daß wir uns scheuen, ein so hartes Urteil über jemanden zu fällen, und nach Ereignissen in der Biographie des Betroffenen oder unglücklichen Umständen Ausschau halten, die sein Verhalten, so schlimm es auch sein mag, wenn nicht entschuldigen, so doch verstehbar machen.

Hinsichtlich der Verwendung des Wortes *gut* haben wir weniger Skrupel. Ganz im Gegenteil kann man ihm einen fast inflationären Gebrauch bescheinigen, insofern es das Wertwort schlechthin ist, das eine positive Eigenschaft von Menschen, Handlungen und Gegenständen ausdrückt – auch dann, wenn der als gut bezeichnete Mensch, die Handlung, der Gegenstand an sich selber negativ bestimmt ist: Ein guter Dieb zeichnet sich innerhalb der Zunft der Diebe aufgrund seiner Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit in der Aneignung fremden Eigentums vor den anderen aus. Eine gute Lüge ist dadurch qualifiziert, daß sie andere erfolgreich zu täuschen vermag. Ein gutes Mordinstrument ist daran kenntlich, daß es für die Tötung von Menschen bestens geeignet ist.

Diese Beispiele zeigen, daß wir das Wort *gut* sowohl beschreibend als auch wertend verwenden, je nachdem, ob wir es in einem Urteil dem Subjekt des Satzes als Prädikat zusprechen, weil es den Gütestandards entspricht, die für die Klasse

von Dingen, zu denen es gehört, festgelegt wurden – unabhängig davon, welchen Wert wir dieser Klasse von Dingen an sich selber beimessen –, oder ob wir das Subjekt des Satzes an sich selber als gut qualifizieren, weil es zu einer Klasse von Dingen gehört, denen wir einen Wert beimessen – unabhängig davon, ob dieser Wert im Einzelfall realisiert wird oder nicht. Gute Diebe, Lügen und Mordwerkzeuge betrachten wir nicht als wertvoll, wie perfekt auch immer sie den für sie festgesetzten Gütestandards entsprechen mögen. Ärzte, Hilfeleistungen und Nahrungsmittel hingegen zählen wir zu den wertvollen Dingen, die wir als gut erachten, selbst wenn ein Arzt eine Fehldiagnose stellt, eine Hilfeleistung scheitert, ein bestimmtes Nahrungsmittel eine Allergie auslöst.

Gleichsam quer zu der Unterscheidung zwischen beschreibender und wertender Verwendung des Wortes *gut* steht die Unterscheidung zwischen *gut an sich selbst* und *gut als Mittel* zu etwas anderem. Eine Tätigkeit, die um ihrer selbst willen ausgeübt wird, ist für den Betreffenden ein Selbstzweck und daher in sich gut: musizieren, spazierengehen, sinnliche Genüsse, rätsellösen, andere beglücken, wissenschaftliche Forschung. Im instrumentellen Sinn ist etwas für sich betrachtet Wertneutrales gut, wenn es dazu dient, etwas in sich Gutes zu bewirken oder zu verwirklichen. So ist Fingerhut für sich betrachtet nichts Gutes; doch als Medikament dient er zur Wiederherstellung der Gesundheit, die ein Gut an sich ist. Auch die Aneignung von Wörtern einer ‚toten‘ Sprache ist für sich selber betrachtet nichts Gutes, sehr wohl aber die dadurch erworbene Fähigkeit, Texte alter Kulturen zu verstehen und zu interpretieren. Gleichwohl ist nicht alles, was um seiner selbst willen getan wird, *schlechthin gut*, ebensowenig wie das instrumentell Gute durch die Erreichung des Zwecks einen Wert erlangt. Wer aus Freude am Betrug seine Mitmenschen um des Betrügens willen betrügt, faßt zwar den Betrug als Wert an sich auf, kann ihn aber nicht als schlechthin gut ausgeben, weil seine Freude dann rasch ein Ende fände, denn erfolgreich betrügen kann man nur, wenn die meisten Betrug als Unwert deklarieren. In einer Gesellschaft von betrogenen Be-

trügern zu betrügen macht keinen Spaß mehr. Und daß ein Mittel nur so gut ist wie sein Zweck, ist eine Binsenweisheit. Arsen ist gut zum Heilen und zum Töten; mit einem Küchenmesser kann man Kartoffeln schälen und Menschen verletzen.

Der Zweck heiligt die Mittel – so wird im Volksmund oft behauptet. Aber erlaubt ein noch so guter Zweck, daß man ihn mit unlauteren Strategien zu erreichen trachtet, wenn andere Mittel versagen? Ist für einen guten Zweck jedes Mittel recht, auch das böse? Wird nicht letztlich der Zweck korrumpiert, wenn er nur mit List und Tücke, möglicherweise gar gewaltsam durchgesetzt werden kann? Wie prekär die Abwägung im Konfliktfall sein kann, zeigt Albert Camus in seinem Drama *Die Gerechten*. Eine Gruppe russischer Revolutionäre hat beschlossen, den mit totalitärer Gewalt herrschenden Großfürsten zu töten, um gerechte Zustände herbeizuführen. Sie wollen töten, um eine Welt zu schaffen, in der niemand mehr töten wird. Der erste Anschlag kommt nicht zustande, weil der Attentäter in dem Augenblick, als er die Bombe werfen will, sieht, daß sich der Großfürst in Begleitung von zwei Kindern befindet. Beim zweiten Mal ist er erfolgreich, wird gefaßt und zum Tode verurteilt. Er akzeptiert das Todesurteil, um zu signalisieren, daß nicht einmal im Extremfall, wenn Freiheit und Gerechtigkeit eines Volkes auf dem Spiel stehen, der Zweck die Mittel rechtfertigt, geschweige denn *heiligt*. Der Einsatz böser Mittel um des Guten willen ist nur ausnahmsweise, als *ultima ratio* zulässig: unter der Bedingung, daß der so Handelnde seine Tat nicht durch Bezugnahme auf den Zweck aufwertet und als etwas Gutes hinstellt – eine Tötung bleibt auch in Notwehrsituationen eine schlechterdings negative Handlung, da sie einen Menschen, wie verwerflich er auch sein mag, das Leben kostet –, sondern darauf beharrt, daß sie zur Klasse der unbedingt zu unterlassenden Handlungen gehört, und bereit ist, die Konsequenzen für sein Tun zu tragen.

Daß umgekehrt auch die Mittel den Zweck nicht heiligen, liegt auf der Hand, obwohl der Nachweis, daß jemand mit guten Handlungen einen bösen Zweck verfolgt, in der Regel

schwer zu führen ist. Seine bösen Absichten hinter guten Taten zu verstecken, setzt schon ein beträchtliches schauspielerisches Talent voraus. Aber die Verstellungskunst beherrschen wir alle bis zu einem gewissen Grad, denn wer möchte schon gern als der Egoist entlarvt werden, der er eigentlich ist. Es schadet dem Image, wenn sich herausstellt, daß man nur an sich selbst interessiert ist; daher gilt es, dies so gut wie möglich zu kaschieren, indem man unter dem Anschein der Uneigennützigkeit kollektive Interessen zum Vorwand nimmt, um desto besser auf das Eigenwohl hinzuarbeiten. So mancher großzügige Mäzen oder freigebige Sponsor hat es erfolgreich verstanden, durch Unterstützung kultureller Anliegen davon abzulenken, daß sein letztes und höchstes Ziel die Mehrung seines Reichtums oder die Profitsteigerung seiner Firma ist. Was diese an sich ja keineswegs als böse einzustufende Absicht bedenklich macht, ist die Scheinheiligkeit, mit welcher vom Management in der Industrie manchmal die Kosten z.B. einer rationellen Betriebsführung (Umweltverschmutzung, Verlust von Arbeitsplätzen etc.) verharmlost und auf die Bevölkerung abgeschoben werden, die staunend immense Gewinnsteigerungen vermerkt und gleichzeitig zur Kenntnis nehmen muß, daß diese steuerlich kaum zu Buche schlagen. Ein einleuchtendes Beispiel für die Verfolgung böser Absichten mit guten Mitteln findet sich bei Aristoteles, der meint, ein Tyrann, der seine Begierde nach unermesslicher Macht möglichst lange befriedigen möchte, wäre am besten beraten, wenn er sie unter dem Deckmantel eines guten, um das Wohl seiner Untertanen überaus besorgten Herrschers verfolgen würde (vgl. *Politik*: V, 10–11). Während Mephisto als Repräsentant jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, die erfolglose Umsetzung seiner bösen Absichten, die paradoxerweise ihr absolutes Gegenteil bewirken, als unfreiwillig beklagt, will der Aristotelische Tyrann ausdrücklich das Gute, das er als Mittel für seine sich ins Immense steigernden Machtgelüste bewußt einsetzt. Je mehr Gutes, desto größer sein boshafter Selbstgenuß, der nur einer einzigen Beschränkung unterliegt: Er darf als solcher nicht offenbar werden.

Gut und Böse gehören in einem engeren Sinn zum Sprachspiel der Moral. Ein guter Mensch ist ein solcher, der sich in seinen praktischen Überlegungen und Handlungen von moralischen Wertvorstellungen leiten läßt, denen in unserer Kultur traditionell ein hoher Stellenwert zukommt: Freiheit, Selbstbestimmung, Gerechtigkeit, Menschenwürde, psychische und physische Integrität sind Grundwerte eines demokratischen Selbstverständnisses, die als unverletzlich gelten und das moralische wie rechtliche Fundament menschlicher Gemeinschaft bilden. Eine Menschenhorde, die das Recht des Stärkeren praktiziert und damit das Gewaltprinzip favorisiert, ist unmenschlich und weniger als ein Tierrudel, das aufgrund seiner Instinktgebundenheit die Gesetze seiner Natur nicht zu überschreiten vermag, wohingegen der Mensch imstande ist, sich über das Diktat seiner Vernunft hinwegzusetzen, um seine Ziele mit schierem Terror gegen das Kollektiv durchzusetzen. Gut und Böse stecken in ihrer moralischen Bedeutung den Horizont ab, vor dem eine Interaktionsgemeinschaft ihr Selbstverständnis als ein humanes zur Geltung bringt, indem sie die Rechte und Pflichten gleichberechtigter Individuen in Form von Normen artikuliert, deren handlungsregulierende Kraft auf ein theologisch oder ethisch verbürgtes Sittengesetz zurückgeführt wird. Verstöße gegen diese Normen werden mit moralischen und rechtlichen Sanktionen belegt, die von Mißbilligung und Tadel bis hin zu Geldbußen und Freiheitsentzug reichen.

Im Unterschied zu *gut* und *böse* als Prädikaten, die eine Charaktereigenschaft oder eine Handlungsqualität bezeichnen, verweisen die Ausdrücke *das Gute* oder *etwas Gutes* (bzw. *das Böse/etwas Böses*) in ihrer alltagssprachlichen Verwendung auf Vorstellungen umfassender Wert- und Sinnhaftigkeit (bzw. deren Perversion), wobei die inhaltliche Konkretisierung dieser Vorstellungen individuell verschieden ist. Das Gute als Inbegriff aller Wünschenswerten figuriert auf einer Skala, die von einem Leben in Saus und Braus bis hin zu einer friedlich verkehrenden Weltgesellschaft eine große Anzahl von Lebensformen verzeichnet, die als begehrenswert erscheinen.

Mit *etwas Gutes* ist dann eine Teilmenge dieses gesamthaft Guten gemeint: Ansehen, Ruhm, Reichtum, Tüchtigkeit, Klugheit, Mitleid, Toleranz, Solidarität, Multikulturalität. Die bunte Vielfalt der Vorstellungen vom Guten ist das Spiegelbild pluralistischer Interessen, deren kleinster gemeinsamer Nenner der Wert der Freiheit ist. Dieser Grundwert gestattet es jedem Individuum, nach seiner Façon selig zu werden, vorausgesetzt, es verletzt dabei nicht die Freiheitsrechte anderer und ist grundsätzlich bereit, in Interessenskonflikten für deren einvernehmliche Lösung Sorge zu tragen.

Diese Voraussetzung wird durch *das Böse* sabotiert. Das Böse ist mehr als *das Gute, das man läßt* (Wilhelm Busch), denn die Unterlassung des Guten kann aus Schwäche oder Bequemlichkeit erfolgen, doch zum Bösen gehört, daß ausdrücklich und mit Nachdruck das Widergute an die Stelle des Guten gesetzt wird, das Gute also nicht nur verhindert, sondern in sein kontradiktorisches Gegenteil verkehrt wird. Dies geschieht, wenn der Grundwert der Freiheit für alle durch den der Unfreiheit für die meisten ersetzt wird. In der Folge dokumentieren sämtliche Formen von Unterdrückung, Grausamkeit, Verbrechen gegen die Menschlichkeit *etwas Böses*. Dieses Böse wird im allgemeinen personifiziert vorgestellt: *der Böse* in Gestalt des bösen Mannes, vor dessen Annäherung man Kinder warnt, oder des Mafioso, der durch unkontrollierbare Machenschaften im Rahmen organisierter Kriminalität die Grundlagen des Rechtsstaats untergräbt. Eher als Karikatur figuriert die böse Schwiegermutter, deren seelische Grausamkeit für das Scheitern von Ehen verantwortlich gemacht wird.

Mancher Erwachsene hat das einfache Schema, mittels welchem er in seiner Kinderwelt die Guten von den Bösen scheidet, in einem Schwarz-weiß-Denken handfester Vorurteile habitualisiert, dessen Undifferenziertheit und Starrheit den unzähligen Nuancen des Guten und Bösen nicht gerecht wird. Kontrastierende Figuren bevölkern die Märchen, die Literatur und die Filme: die gute Fee – die böse Hexe; der *law and order* vertretende Sheriff – der brutale Gangster; der reine Tor – der

Intrigant. Die Einteilung in Helden und Bösewichte suggeriert, daß es nur diese beiden Sorten von Menschen gibt und nichts dazwischen. Darüber wird vergessen, daß *der/die Gute* in der Wirklichkeit eine ebensolche Ausnahme darstellt wie *der/die Böse*. Der ‚Normalmensch‘ ist jederzeit durch das Böse anfechtbar und muß sich das Gute immer wieder neu erkämpfen. Er ist ständig in Gefahr, sich zu verfehlen, aber er hat auch jederzeit die Möglichkeit, sein Streben anders auszurichten und seinen Hang zum Bösen zu überwinden. Ob die Bosheit den Menschen angeboren ist, was erklären würde, warum es manchmal so schwer fällt, das Gute zu tun, oder ob sie durch schlechte Umstände begünstigt wird, ist, wie sich zeigen wird, ebensowenig eindeutig entscheidbar wie die Frage, ob es Anlagen zum Guten gibt, die mangels Förderung oder aufgrund schlechter Vorbilder unentwickelt bleiben. In jedem Fall empfiehlt es sich, zu seiner eigenen Sicherheit nicht auf eine gewisse Naivität oder Leichtgläubigkeit zu setzen, sondern lieber genau darauf zu achten, wo man sich niederläßt: Auch böse Menschen haben ihre Lieder.

II. Wissenschaftliche Erklärungsversuche der Herkunft von Gut und Böse

Daß die Menschen nicht von Natur aus gut sind, ist die Überzeugung der Pädagogen, deren Erziehungsanstrengungen überflüssig wären, wenn das Gute in einem angeborenen Hang zu Tugend und Moralität bereits fest verankert wäre. Andererseits gehen sie aber auch nicht davon aus, daß die Menschen von Natur aus böse sind, denn auch dann würden Erziehungsmaßnahmen nicht greifen, weil solche an der Determination durch ‚böse Gene‘ abprallen und daher vergebens sein würden. Sofern Menschen lernfähig sind und mittels pädagogischer ‚Abrichtung‘ und vernünftiger Belehrung, die nicht auf Gehorsam, sondern auf Mündigkeit zielt, dazu gebracht werden können, ihre Verhaltensweisen an allgemein verbindlichen Regeln zu orientieren, scheint die Hypothese erlaubt, daß der Mensch von Natur aus weder gut noch böse ist, wohl aber an sich indifferente Anlagen mitbringt, die sich je nach Einfluß und Milieu zur Moral oder zur Unmoral hin entwickeln können.

Aber auch diese Entwicklung wird nicht wie ein natürlicher Prozeß aufgefaßt, der, einmal durch einen positiven oder einen negativen Anstoß in Gang gebracht, unaufhaltsam in die eine oder die andere Richtung geht. In dem Fall hätte es weder Sinn, Verbrecher zu bestrafen und resozialisieren zu wollen, noch diejenigen, die einem Altruismus anhängen, zu loben, denn weder die einen noch die anderen wären für das, was aus ihnen geworden ist, verantwortlich, da ihnen die Freiheit der Wahl fehlt. Indem wir Entscheidungsfreiheit als wesentliche Bedingung von Humanität annehmen, unterstellen wir, daß der einzelne an dem, was aus ihm wird, mitbeteiligt ist und ihm das Gute bzw. Böse als Verdienst bzw. Schuld zuzurechnen ist, wobei wir durchaus einräumen, daß günstige oder ungünstige Faktoren die Entwicklung zu moralischer Kompetenz als freier, verantwortlicher Selbstverfügung fördern oder hemmen können.

Die Frage nach der Herkunft des Guten und Bösen hat aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven stark voneinander abweichende Antworten gefunden. Während aus naturwissenschaftlicher Sicht die biologische Vorgeschichte des Menschen evolutionstheoretisch rekonstruiert und zur Erklärung der Entstehung moralischer Verhaltensweisen herangezogen wird, versucht man aus sozialwissenschaftlicher und psychologischer Sicht, die repressiven Strukturen der Gesellschaft als Wurzel des Bösen aufzudecken. Aus theologischer Sicht hingegen wird behauptet, es seien keine äußeren Umstände, die den Menschen zu Fall gebracht hätten, sondern als der alleinige Urheber des Bösen wie des von Gott ermöglichten Guten komme gemäß der Sündenfall-Lehre nur der Mensch selber in Betracht. Alle drei Erklärungsversuche tragen Erhellendes zum Ursprung von Gut und Böse bei, lassen aber auch Fragen offen.

Wir werden in diesem Kapitel so vorgehen, daß wir den Horizont, innerhalb dessen die Frage nach dem Ursprungsort von Gut und Böse thematisiert wird, immer mehr einschränken – von der Natur über die Gesellschaft bis hin zum Individuum – und dabei zugleich auf die Methode achten, durch die die jeweilige Erkenntnisperspektive mitsamt den aus ihr gewonnenen Resultaten bestimmt ist.

1. Der Mensch: determiniert durch gute oder böse Gene?

Die vergleichende Verhaltensforschung, wie Konrad Lorenz sie unter dem Namen Ethologie betrieb, untersucht die Verhaltensweisen von Tierarten in bezug auf Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, wobei auch die Spezies *Mensch* als eine besondere Tierart in den Vergleich mit einbezogen wird. Dabei interessierte sich Lorenz vor allem für die *stammesgeschichtliche* (phylogenetische) Entwicklung der Lebewesen, deren Fortgang im Unterschied zu *kulturgeschichtlichen* Prozessen unendlich viel langsamer vor sich ging und zu konstanten, erblich festgelegten Verhaltensmustern führte, die sich an allen Tierarten als gleichsam invariante Programme, die ihren

Bewegungsabläufen zugrundeliegen, beobachten lassen. Auch der Mensch als Naturwesen unterliegt den biologischen Gesetzen, die er anders als die kulturgeschichtlich gewachsenen und regional verschiedenen Sozialnormen nicht oder jedenfalls nicht ohne weiteres verändern kann. Allerdings vermag er im Unterschied zu den anderen Tierarten sein Verhalten zu reflektieren und mittels kognitiver Prozesse seine im dunkeln liegende phylogenetische Vergangenheit gedanklich zu durchdringen und so zu erhellen, daß er daraus Aufschlüsse über sich selbst erhält, die wichtig sind für die Planung von Gegenwart und Zukunft.

Eine der Konstanten, denen Lorenz neben Ernährungstrieb, Fortpflanzungstrieb und Furcht den Status eines Naturgesetzes zuschreibt, ist der Aggressionstrieb, den er als „das sogenannte Böse“ bezeichnet (*Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*). Aggressives Verhalten ist ‚böse‘, weil es zerstörerisch und lebensvernichtend ist; doch insofern es dem eigenen Überleben dient, kann es nur ‚sogenannt böse‘ heißen, denn gegenüber den Vitalfunktionen besteht keine Freiheit. So erlegt der Löwe seine Beute nicht, um zu töten, sondern um seinen Hunger zu stillen. Daher ist es nicht angemessen, sein Verhalten als böse zu charakterisieren, wie grausam sich auch das Schicksal des Opfers aus menschlicher Sicht ausnimmt; wie es ja überhaupt die Perspektive des menschlichen Beobachters ist, die den kategorialen Rahmen für die Beurteilung tierischer Verhaltensweisen abgibt und dazu nötigt, das für menschliche Handlungen Geltende in der Rückübertragung auf tierische Ausdrucksformen einzuklammern. Das ‚sogenannt‘ ist ein Indiz dafür, daß wir das Verhalten von Tieren auf der Folie unseres eigenen Selbstverständnisses *interpretieren*, ohne es an sich selber adäquat beschreiben zu können. Daher können wir jenem Gorilla-weibchen, das kürzlich ein ins Gorillagehege gestürztes bewußtloses Kind an die Türe zum Innenbereich trug und den Wärtern übergab, nachdem es ihm nicht gelungen war, den Jungen auf die Füße zu stellen, und überdies die angriffslustigen Gorillamännchen abwehren mußte, nur ein *moralanalo-*

ges Verhalten bescheinigen, indem wir sagen, es habe eine ‚sogenannt‘ gute Tat begangen. So aufsehenerregend diese beträchtliche Intelligenz voraussetzende Leistung zweifellos ist, so wenig läßt sich entscheiden, ob das Tier einem angeborenen Verhaltensmuster (etwa einem Schutzmechanismus) gefolgt ist oder so etwas wie einen altruistischen Impuls verspürt und gleichsam human gehandelt hat.

Lorenz freilich ist der Meinung, daß die „natürliche Moral“ im Tierbereich uneigennützig ist, insofern in bezug auf die Mitglieder der eigenen Art das Gebot ‚Du sollst nicht töten!‘ befolgt werde und altruistisches Verhalten im Dienst der Art-erhaltung an den Tag gelegt werde, indem stärkere Tiere ihre Überlegenheit über die schwächeren nicht zu ihrem eigenen Vorteil ausnutzen. Lorenz sieht hier offenbar geflissentlich darüber hinweg, daß gemäß ethologischen Erkenntnissen die stärkeren Tiere aufgrund einer angeborenen Beißhemmung angesichts der Demuthaltung schwächerer Tiere von deren Tötung ablassen, nicht aber weil sie aus altruistischen Gründen darauf verzichten, was voraussetzen würde, sie könnten sowohl das eine wie das andere tun. Fast sieht es so aus, als sollten sich nach Lorenz die Menschen ein Vorbild am selbst-regulativen System der gesunden, natürlichen, genetisch adaptierten ‚Moral‘ nehmen, anstatt sich an ihren eigenen, physisch leider nicht zwingenden Vorstellungen eines rational Guten und Bösen zu orientieren. Zwar hält er daran fest, daß Tiere nur ein moralanaloges Verhalten an den Tag legen.

Dennoch kann auch derjenige, der diese Zusammenhänge wirklich durchschaut, sich einer immer wiederkehrenden neuen Bewunderung nicht ent schlagen, wenn er physiologische Mechanismen am Werke sieht, die Tieren ein selbstloses, auf das Wohl der Gemeinschaft abzielendes Verhalten aufzwingen, wie es uns Menschen durch das moralische Gesetz in uns befohlen wird. (*Das sogenannte Böse*: 20)

Dieser Vorbildcharakter des tierischen ‚Altruismus‘ wurde als „normativer Biologismus“ kritisiert, der der Natur eine „ideologische Bürde“ auferlege, insofern er sie auf das Prinzip reduziere „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“ (Christian Vo-

gel, *Gibt es eine natürliche Moral?:* 202, 200) Die natürliche Evolution, weit davon entfernt, die Interaktion tierischer Lebewesen an den Maßstab des Guten zu binden und das sogenannte Böse der puren Notwendigkeit des Überlebens zuzuschlagen, erzeuge eine bloße Scheinmoral. In Wirklichkeit werde der biologische Evolutionsprozeß durch nichts anderes als den Eigennutz der Gene gesteuert, die ihre „Kontoinhaber“ dazu nötigen, möglichst viele Kopien oder Replikate herzustellen, da allein der Reproduktionserfolg für den Fortbestand zählt (ebd., 204). Mit dieser Rückführung natürlichen Verhaltens auf das Diktat der Gene ist der Schritt über die Ethologie hinaus zur Soziobiologie getan.

Die neue, seit Anfang der 60er Jahre Soziobiologie genannte Disziplin, die den ethologischen Ansatz von Lorenz unter Heranziehung von Ergebnissen aus der Evolutionsforschung und der Genetik weiterentwickelt hat, glaubt die Lücke zwischen Tier und Mensch dadurch schließen zu können, daß sie die Evolution von Organismen als einen Prozeß begreift, in dessen Verlauf der Mensch aus den Primaten empirisch hervorgegangen ist, so daß das Studium der Vorstufe zum Menschlichen aufgrund der verwandtschaftlichen Nähe Aufschlüsse über kulturinvariante, biologisch-naturgesetzlich verankerte Verhaltensweisen vermittele, die sich vom Tier zum Menschen in Form eines genetischen Codes durchhalten. Hatte Charles Darwin den Mechanismus der Evolution auf die Gesetze der Selektion und der Anpassung zurückgeführt, die im natürlichen Wettbewerb das Überleben der tauglichsten Arten komplexer lebender Systeme regelten (*survival of the fittest*), so schenken die Soziobiologen verstärkt auch der kulturellen Evolution des Menschen ihre Aufmerksamkeit, wobei sie sich in zwei Lager gespalten haben: Während die einen die These vertreten, daß auch die kulturgeschichtliche Entwicklung ausschließlich biologisch erklärbar sei, setzen die anderen zwischen biologischer und kultureller Evolution eine Zäsur derart, daß mit Erreichen der Stufe von Lebewesen, die ein Selbstbewußtsein haben, eine Abkoppelung von den Gesetzen der natürlichen Evolution stattgefunden habe. Dies hat,

wie sich zeigen wird, Auswirkungen auf das Verständnis von Gut und Böse, denn nur unter der Voraussetzung, daß der Mensch fähig ist, sein Verhalten selbstkritisch zu überdenken, macht die Rede von Gut und Böse in einer nichtdeskriptiven – normativen bzw. wertenden – Bedeutung Sinn. Die Annahme einer Zäsur erlaubt nämlich die Einführung des Begriffs des Sollens, für den in der biologischen, nach Seinsgesetzen verlaufenden Evolution kein Raum ist, da dieses Geschehen absichts-, plan- und zwecklos auf der Basis kausalmechanischer Zufallereignisse erfolgt, deren Zusammenhang nur mittels konstatierender Aussagen rekonstruierbar ist.

Die Vertreter eines „Sozialdarwinismus“ halten daran fest, daß die kulturelle Evolution eine Fortsetzung der natürlichen Evolution mit anderen Mitteln ist, so daß die Ausdrücke *gut* und *böse* auch bei der Spezies Mensch nur in deskriptiver, nichtwertender Bedeutung prädikativ verwendet werden dürfen, da selbst mit Bewußtsein ausgestattete Lebewesen nur vermeintlich autonom handeln, während es doch ihre Gene sind, die längst für sie gehandelt und bereits alles vorentschieden haben. Richard Dawkins schildert in *Das egoistische Gen* das Bemühen der Gene in den Organismen, diese ihre „Überlebensmaschinen“ im Kampf um knappe Ressourcen erfolgreich zu unterstützen. Im Genpool werden entsprechend alle Informationen über siegreiche und fehlgeschlagene Strategien verarbeitet, um desto besser mutieren oder sich anpassen zu können.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de